

Lawrence Elliott

Der Mann, der überlebte

George W. Carver –

eine faszinierende Lebensgeschichte



neukirchener
aussaat

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
„George Washington Carver: The Man Who Overcame“
bei Prentice-Hall, Inc., Englewood Cliffs, N. J.
© 1966 by Lawrence Elliott
Aus dem Amerikanischen übertragen von Hans-Georg Noack



Dieses Buch wurde auf FSC®-zertifiziertem Papier gedruckt.
FSC (Forest Stewardship Council®) ist eine nichtstaatliche,
gemeinnützige Organisation, die sich für eine ökologische und
sozialverantwortliche Nutzung der Wälder unserer Erde einsetzt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

70.-74. Tausend 2013

© Neukirchener Verlagsgesellschaft mbH, Neukirchen-Vluyn

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Andreas Sonnhüter, Düsseldorf

unter Verwendung eines Bildes von © Fotolia und

© tumpikuja/iStockphoto.com

Foto Umschlagrückseite: © akg-images

DTP: Breklumer Print-Service, Breklum

Verwendete Schrift: Adobe Garamond

Gesamtherstellung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-7615-6038-9

www.neukirchener-verlage.de

Inhalt

Der Sklave, der den Süden befreite	7
Ein Pferd war der Preis	11
Die Rosen und Dornen	33
Getreu im Studium und der Arbeit.	67
Tuskegee.	93
Die fahrbare Schule	115
Wozu schufst du die Erdnuss, Herr?	141
Der Sand der Zeit.	177
Jahre der Ernte	195
Zeit zum Sterben	219

Der Sklave, der den Süden befreite

*Messt mich nicht an den Höhen, die ich erreichte,
sondern an den Tiefen, aus denen ich kam.*

Frederick Douglass

Manche halten ihn für den beachtenswertesten Amerikaner aller Zeiten. Niemand wusste mehr als er über den chemischen Zauber, der in den Pflanzen verschlossen ist, niemand vermochte ihn besser dem Menschen nutzbar zu machen. Er arbeitete in einem Labor, das mit Abfällen aus Mülltonnen ausgestattet war. Er verwendete rostige Tiegel und behelfsmäßige Brenner. Aber er löste die Materie in ihre geheimnisvollen Bestandteile auf und fügte sie zu neuen Nahrungsmitteln, Arzneien und Aufbaustoffen zusammen.

Er gewann Farben aus der heimischen Erde und malte so herrliche Bilder, dass Galerien und Museen darum bettelten, sie kaufen zu dürfen. Er sagte nein und schenkte die Bilder seinen Freunden. Heute hängen sie in bescheidenen Wohnungen in Chicago, Detroit und Tuskegee, Alabama. Er machte Kuchen aus Erdnüssen und Salate aus Kräutern, und die großen Hotels verwendeten seine Rezepte. Ohne wirkliche Ausbildung wurde er Pianist und gab Konzerte im ganzen Land, um Geld für das unscheinbare kleine College zu beschaffen, an dem er unterrichtete. Ohne langes Nachdenken lehnte er ein Angebot Edisons ab, für ein Jahresgehalt von hunderttausend Dollar bei ihm zu arbeiten. Immer wieder sagte er, dass ihm zum Heiraten die Zeit fehle; bat man ihn aber um Pflanzensamen, so fand er Zeit genug, ihn zu schicken; und wenn er an einem Vorgarten vorüber kam, in dem die Rosen nicht frisch genug wirkten, so blieb er stehen und erklärte, was den Blumen fehlte.

Die Präsidenten John Calvin Coolidge und Franklin Roosevelt besuchten ihn. Ausländische Regierungen erba-

ten ebenso seinen Rat wie einfache Leute aus aller Welt. Henry Wallace, Henry Ford und Mahatma Gandhi waren seine Freunde.

Und doch blieben ihm zahllose Türen verschlossen.

Kaum ein Mensch sah sich vor einem so wenig erfolgversprechenden Leben wie er. Er kannte weder Mutter noch Vater, wusste nicht einmal das Jahr seiner Geburt. Er war als Schwarzer und Sklave zu Beginn des blutigen Bürgerkrieges geboren, der die legale Sklaverei beendete. Krank kam er auf die Welt, und es schien ihm bestimmt zu sein, in den Windeln zu sterben. Da er durch einen erstaunlichen Bruch aller Naturgesetze überlebte, war zu erwarten, dass er kümmerlich und verbittert heranwüchse. Tag für Tag wurde Menschen seinesgleichen eingehämmert, sie seien nicht mehr wert als die Arbeitsochsen; und oft genug wurden sie noch schlechter behandelt. Aber sein ganzes Leben lang bekämpfte er diese Lüge. Er konnte auch keinen Groll gegen die Menschen empfinden, die sie aussprachen.

Die Welt, die er vor sich sah, war nicht immer sonnig, aber sie blieb immer voller Hoffnung.

Über 30 Jahre zählte er, als er seine Schulzeit endlich hinter sich gebracht hatte. Von Stadt zu Stadt war er durch den Mittleren Westen gezogen und hatte seine Arbeitskraft gegen Unterrichtsstunden eingetauscht, wenn er nur eine Schule finden konnte, die bereit war, einen schwarzen Jungen aufzunehmen. Während der Jugendjahre war die Landstraße sein Zuhause; Hunger und Kälte waren seine treuesten Gefährten. Aber er zog weiter und weiter, forschte und lernte. Und schließlich flammte der Funke seiner schöpferischen Kraft auf, um hinfort leuchtend zu brennen.

Seine Entdeckungen befreiten den amerikanischen Süden von der Herrschaft des Königs Baumwolle. Millionen von ausgemergelten Äckern gab er die Lebenskraft zurück

und fand die neue Pflanze, um sie damit zu bestellen. Menschen, die es nicht über sich brachten, sich mit ihm an einen Tisch zu setzen oder ihn auch nur als „Herr“ anzureden, nahmen nur zu gern teil an den Früchten seines Geistes.

Er ließ das Heim des armen Mannes in den Südstaaten heller werden. Er schenkte den Kindern Hoffnung.

Eines Tages wird jedermann erkennen, dass er, ohne sich selbst zu den Ungerechtigkeiten zu äußern, mit denen der schwarze Mann von der weißen Welt überhäuft wird, mehr als jeder andere getan hat, um den Tag herbeizuführen, an dem Schwarz und Weiß friedlich und gleichberechtigt Seite an Seite leben werden.

Er hieß George W. Carver, und an jedem Tag seines Lebens bemühte er sich, die Erde ein wenig reicher, gesünder und liebenswerter für alle Menschen zu machen – für weiße, schwarze, gelbe und rote. Und als er starb, waren alle, die lebten und noch leben sollten, plötzlich ärmer geworden.

Ein Pferd war der Preis

„Ich h-hab' die Rosen umgepflanzt, Ma'm ... In die S-S-Sonne ... Rosen brauchen S-S-Sonne, Ma'm.“

Carvers George

Es war eine schlimme Zeit. Das Land stöhnte unter dem Krieg zwischen dem Norden und dem Süden. Den Farmern und Präriebewohnern Missouris schien es, als habe sich alles Leid Amerikas zwischen den Grenzen ihres Staats eingekistet. Gewiss, die meisten von ihnen besaßen einen Sklaven oder auch zwei, damit sie beim Pflügen des widerstehenden Bodens eine Hilfe hatten, trotzdem hielten sie es mit Abe Lincoln und den Unionstruppen. Und nun waren ihre Prärien Niemandsland, ihre Äcker Schlachtfeld geworden. Freischärler aus dem freien Kansas und Buschklepper aus dem secessionistischen Süden saugten dem Land in unaufhörlichen Kämpfen das Blut aus. Partisanen und Banditen zogen plündernd und mordend umher. Sie kamen in der Nacht, verbrannten Häuser und Ställe und die Ernte auf den Feldern, ohne lange zu fragen, wessen Besitz da in Flammen aufging. Sie stahlen Lebensmittel und verschleppten die Sklaven nach Louisiana und Texas, wo man sie zu wucherhaften Kriegspreisen versteigerte.

Auf dem Ozark-Plateau, in der Nähe der Siedlung Diamond Grove, bekam Moses Carver den Terror zu spüren. Maskierte Männer galoppierten eines Wintermorgens auf seinen Hof, legten ihm Daumenschrauben an und hängten ihn in einen Walnusssbaum. Sie peitschten ihn und brannten ihm die nackten Fußsohlen mit glühenden Kohlen, während seine Frau Susan in ihrem Versteck vor Hilflosigkeit und Angst zitterte. Immer wieder schrien ihn die

Männer an: „Wo hast du dein Geld versteckt? Wo sind deine Nigger, du falscher Yankee?“

Sein Körper schrie nach Erleichterung, doch kein Laut kam Moses Carver über die Lippen. Das wenige, das er besaß, hatte er lange und schwer erarbeitet, und er war hart: Lieber wollte er sterben, als diesen Räubern nachgeben. Endlich hielten die Maskierten das aufgeregte Stampfen der Pferde im Stall für eine nahende Streife. Sie schossen einen Stall in Brand und verschwanden in der Dunkelheit.

Susan schnitt ihren Mann vom Nussbaum. Sie legte ihm Wegerichblätter auf die verbrannten Fußsohlen und weinte vor sich hin. Keiner von beiden sprach, bis Moses ihr endlich befahl, die Sklavin Mary mit ihren kleinen Kindern aus dem Versteck unter dem Melkhaus zu holen. Dann saß Moses allein in seinem Blockhaus und atmete schwer. Die Flammen des brennenden Stalles flackerten und tanzten in den Scheiben des einzigen Fensters. Moses dachte darüber nach, wie irrsinnig das alles war. Er hatte so schwer gearbeitet! Er hatte gegen Trockenheit, Unwetter und bittere Einsamkeit hier an der Grenze gekämpft. Dass jetzt Männer, die doch Menschen waren wie er selbst, absichtlich das Werk seiner Mannesjahre vernichteten, konnte er nicht begreifen.

Denn Moses Carver wusste, dass noch nicht alles vorüber war. Die nächtlichen Reiter kamen bestimmt wieder.

Er war in den mittleren Jahren, ein hagerer, bärtiger Mann, dessen Kraft seinem furchigen Gesicht anzusehen war – fast 150 Jahre konnte er seine Ahnenreihe zurückverfolgen, bis zu den Tagen, da seine Vorfahren auf der Suche nach Freiheit und Raum von England in die Neue Welt aufgebrochen waren. Generation um Generation waren sie weiter westwärts in jungfräuliches Land vorgedrungen. Im Jahre 1812 war Moses an der Grenze von Ohio geboren worden, und als er zwanzig wurde, war auch er weitergezo-

gen. In Illinois nahm er Susan Blue zur Frau. Gemeinsam kamen sie stromabwärts nach Missouri, überquerten die Prärie und erreichten endlich die Walnussbäume und die grünen Weiden am Fuße der Ozark-Mountains. Hier, dicht an der Grenze zu Arkansas, erwarben sie ein Stück Land von 160 Morgen.

Es war ein ruheloses Leben. Eiskalter Winterwind wehte von den Bergen, und im Sommer schien es keinen Schutz vor der bösen Hitze zu geben. Ihr einziges Kind verloren sie wenige Tage nach der Geburt, und es hatte Gott nicht gefallen, ihnen ein zweites zu schenken.

Aber Moses Carver war ein beharrlicher Mann. Er kämpfte mit Wind, Boden und Sonne. Er baute ein festes Blockhaus und rodete mit Susans Hilfe das Land. Wo einst Wildnis gewesen war, lag jetzt eine ansehnliche Farm.

Er züchtete Pferde, und es waren gute Pferde. Andere Siedler in der Umgebung sagten, Moses Carver sei der anständigste und arbeitsamste Mann in ganz Newton County.

Aber er hatte seltsame Ideen. Zum Beispiel hielt er nichts vom Kirchgang, und doch hatte er ein Stück Land als Friedhof für die Toten von Diamond Grove hergegeben und in feierlicher Stille dabeigestanden, als der Pfarrer es weihte. Und dann sprach er auch heftig gegen die Sklaverei und behauptete, sie sei sündig und unmoralisch. Und doch hatte er selbst ein Mädchen als Sklavin gekauft. Niemand, nicht einmal Susan, wusste, welche inneren Kämpfe es ihn gekostet hatte, Geld für einen anderen Menschen zu zahlen. Er besaß keine Feldarbeiter wie die anderen Farmer. Mit eigenen Händen und gelegentlichen Helfern, die durch das Land gewandert kamen, hatte er alle die mühsame Arbeit geleistet, die getan werden musste, und so hatte es nach seinem Vorsatz auch immer bleiben sollen. Aber seiner Frau machte die Einsamkeit der langen Jahre zu schaffen. Susan hatte ihn gebeten, ihr ein Mädchen zu be-

sorgen, das ihr bei der Hausarbeit helfen und mit dem sie sich während der endlosen Stunden unterhalten konnte, wenn ihr Mann auf den Feldern war. Und so war Moses vor sechs Jahren zu seinem Nachbarn, dem Colonel James Grant, gegangen und hatte 700 Dollar für Mary gezahlt. Damals war sie 13 Jahre alt, ein freundliches, aufgewecktes Mädchen, das bei der Arbeit sang. Bald war es, als habe Mary schon immer zur Familie gehört. Als dann Kinder kamen, zählten auch sie selbstverständlich zum Haushalt der Carvers, wenn sie am Leben blieben. Zwei kleine Mädchen lagen am Fuße des Berges begraben, wo auch Susans eigenes Kind zur Ruhe gebettet worden war. Aber die Tatsache, dass er Mary gut behandelte, hatte Moses' Gewissen durchaus nicht beruhigt. Sklaverei blieb Sklaverei, und ob man nun einen Menschen oder hundert kaufte, das war kein Unterschied.

Und nun, an diesem kalten Winterabend, war Moses Carver tief besorgt. Die Räuber würden wiederkommen, daran zweifelte er nicht. Wenn sie das Geld fanden, das er unter dem Bienenkorb versteckt hatte – nun gut. Stahlen sie ihm aber Mary, um sie irgendwo in der Fremde zu versteigern, dann musste er diese Schuld für den Rest seiner Tage mit sich herumschleppen.

Carvers Mary konnte ihre Ahnenreihe noch nicht einmal bis zu ihrer Mutter verfolgen. Wie so viele Kinder ihres Volkes war sie anscheinend ohne menschliches Zutun und ohne Liebe in das Leben eingetreten. Jetzt saß sie in der kleinen, einräumigen Hütte, in der sie mit ihren Kindern wohnte, und drückte den neugeborenen Jungen an die Brust. Fast pausenlos wurde sein gebrechliches Körperchen von qualvollem Husten geschüttelt. Mary wusste, wenn sie ihn nicht festhielt und ihr eigenes Leben in seinen Leib hineinbetete, musste der Kleine sterben.

Sie wiegte sich behutsam auf ihrem Stuhl hin und her, summte eine Melodie und ließ die sanften schwarzen Au-

gen auf dem kleinen Jim und der vierjährigen Melissa ruhen. Sie lagen wach auf ihrem Rollbett und waren noch ganz steif von der Angst, die sie aus dem dunklen Kellerversteck mitgebracht hatten.

„Macht die Augen zu“, sagte Mary. „Schlaft jetzt!“

Aber die Kinder starrten weiter in das Feuer, und die Mutter wiegte weiter den Körper hin und her und hielt das hustende Baby an sich gepresst. Sie fühlte sich alt, müde und weit über ihre Jahre hinaus wissend. Sie glaubte längst, dass ihr Volk für immer dem Elend bestimmt sei, und sie fürchtete, dass ihre eigenen Sorgen noch lange nicht vorüber wären. Zwei Babys hatte sie begraben, und der kleine Junge in ihren Armen schien sein Leben unter Schmerzen aushusten zu wollen. Sie hatte einen guten Mann gehabt. Aber beim ersten Schnee – das neue Baby war noch keine zwei Monate alt – hatte man von der Grant-Farm einen Boten herüberschickt und ihr sagen lassen, dass er tödlich verunglückt war. „Er hat Baumstämme abgefahren“, sagten die Boten mit niedergeschlagenen Augen, „und der Ochse ist unruhig geworden. Giles ist vom Wagen gefallen, und ein Stamm ist über ihn gerollt ...“

Sie sagten wohl noch mehr, denn sie sprachen lange, doch Carvers Mary hatte es nicht gehört. Giles war tot. Alles andere zählte nicht. Sie dachte eine Zeit lang an ihn, wie er – wann immer er konnte – von der Grant-Farm herübergekommen und dann neben ihr auf der Schwelle gesessen hatte. Die Nacht war niemals so finster, wenn er bei ihr gewesen war. Sie dachte an ihre eigene Mädchenzeit auf dem großen Hof, an das rote Steinhaus und an die Hütten dahinter. Dort saßen die Sklaven in den Sommernächten auf dem Boden und sangen die traurigen Lieder ihrer hoffnungslosen Hoffnung. Dann wurde Mary von Kummer und Schmerz überwältigt. Wie ein Kind hatte sie Mitleid mit den Sklaven, denn sie würden niemals

glücklich sein. Und jetzt wusste sie, dass sie trotz aller Freundlichkeit der Carvers zu ihrem Volk gehörte – und der Fluch ihres Volkes ruhte auch auf ihr.

Das Baby hustete und wand sich in ihren Armen, weil es zu ersticken drohte. Mary führte ihm einen Löffel mit Honig und Rainfarn an die Lippen. Der Kleine schluckte, dann atmete er ruhiger.

Nein, niemals würde das Leid enden. Die maskierten Männer würden wiederkommen – früher oder später – und sie wegschleppen.

Sie kamen in der Woche vor Weihnachten, in einer Nacht, in der pfeifender Wind das Land peitschte. Wie im Traum hörte Moses das Hufgeklapper auf der gefrorenen Straße von Diamond Grove her. Er sprang aus dem Bett. „Lauf in den Keller!“, befahl er Susan. Dann humpelte und hüpfte er auf den blasigen Füßen durch die Dunkelheit zur Hütte und rief: „Wach auf, Mary! Sie kommen!“

Er stieß die Tür auf, und die Reiter waren noch nicht auf dem Hof. Verzweifelt dachte er: Es ist noch Zeit! Aber Mary stand bewegungslos neben dem sterbenden Feuer, und ihre Augen blickten weit fort, als hätte sie nichts gehört und verstanden. Sie hielt das kranke Kind an sich gedrückt. Die kleine Melissa klammerte sich an ihr Nachthemd.

„Beeil dich doch, Mädchen!“, schrie Moses. „In einer Minute sind sie hier!“

Sie schien sich zu rühren, schien sich noch einmal umzusehen, ehe sie floh. Moses nahm den kleinen Jim vom Bett und versuchte, Melissas Hand zu fassen. Aber die Unruhe ängstigte das Mädchen. Die Kleine vergrub das Gesicht im Schoß ihrer Mutter.

„Bring das Mädchen mit!“, rief Moses, während er zur Tür lief. „Und bleib dicht hinter mir!“

Der eiskalte Wind fegte in die offene Hütte. Verzweifelt suchten Marys Augen den kleinen Raum ab. Sie brauchte

warme Kleidung für ihr krankes Kind! Eine Decke! Und indessen wurde das Hufgeklapper lauter. Blind und ziellos lief Mary von einer Ecke in die andere, bis endlich die maskierten Männer in die Hütte einbrachen, das Kind aus ihren Armen rissen und Mary gegen die Hüttenwand warfen. Dann banden sie ihr die Hände auf den Rücken, hoben sie auf ein Pferd und warfen ihr einen Schal um die Schultern. Wie betäubt von der jähen Kälte bat sie zitternd: „Bitte, wickeln Sie doch mein Baby gut ein.“

Sie hörte keine Antwort, sondern nur den rauhen Atem der Männer, die es eilig hatten, wieder aufzusitzen und fortzukommen. Gleich darauf jagten die Pferde die dunkle Straße hinunter.

„Sie haben sie“, flüsterte Moses seiner Frau zu, als er das Geklapper hörte. „Sie würden sonst nicht so schnell weiterreiten.“

„Mary! Mary!“ Susan Carver weinte in der Dunkelheit des Kellers und hielt den kleinen Jim in den Armen.

Und Moses schloss die Augen und sagte: „Herr, vergib mir.“

Am folgenden Morgen ritt er mit einem zweiten Pferd am Halfter nach Diamond Grove, um einen Mann namens Bentley aufzusuchen. Gegen Ende der schlaflosen Nacht war ihm der Gedanke gekommen, dass es vielleicht doch noch eine Möglichkeit gebe, Mary zu retten. John Bentley war früher selbst mit den Buschkleppern geritten, behaupteten die Leute, wenn er sich auch jetzt als Unionist bezeichnete. Es konnte doch sein, dass er wusste, wo er die nächtlichen Räuber einholen konnte. Jetzt, da er vor Bentley stand, verlor Moses Carver nicht viele Worte.

„Heute Nacht haben sie mir Mary und zwei von ihren Kindern gestohlen, Bentley. Ich will mich nicht in deine Angelegenheiten mischen, aber wenn du weißt, wo sie geblieben sind, zahle ich gut, wenn du ihnen nachreitest. Nimm Pacer mit. Es ist eines meiner besten Pferde. Kauf

Mary dafür frei. Bentley wischte sich mit dem Handrücken über das Kinn. „Was guckt für mich dabei heraus?“, fragte er. „Bring mir das Mädchen zurück, dann gebe ich dir 40 Morgen Waldland“, versprach Moses Carver.

Man wurde sich einig, und noch am Vormittag ritt Bentley südwärts. Dann wurden Moses und Susan Carver die Stunden lang. Jede fallende Walnuss klang wie Hufschlag, und im winterlichen Dämmerlicht konnte ein windgebeugter Busch aussehen wie ein Mädchen, das sich vor Kälte krümmte und endlich heimkam. Als die Nacht hereinbrach, saßen die Eheleute stumm beim Feuer. Der zweijährige Jim spielte zu ihren Füßen. Es gab nichts zu sagen, nichts zu tun. Man konnte nur warten.

Sie warteten fünf Tage. Weihnachten kam und ging. Es war eine düstere, freudlose Zeit. Moses stellte sich vor, wie Bentley jetzt vielleicht in einer Bar in Arkansas hockte, mit dem Handrücken über das Kinn fuhr und seinen Kumpanten lachend erzählte, wie ein blöder Yankee-Farmer ihm ein Pferd im Werte von 300 Dollar geschenkt habe, weil er sich eingebildet hatte, Bentley würde hinter einer Bande von Buschkleppern herreiten, die ihm sein Sklavenmädchen gestohlen hatten. Dann aber, am sechsten Tage, war draußen im kalten Regen wirklich ein Geräusch vor dem Haus. Moses lief zur Tür und Susan versuchte, mit ihm zugleich hinauszusehen. Es war Bentley. Er war allein, ritt sein eigenes Pferd und führte das Rennpferd hinter sich am Halfter.

Stumm und bewegungslos sahen sie zu, wie Bentley abstieg und ins Haus gestapft kam. Bei jedem Schritt zog er eine Tropfenspur hinter sich her. Dann holte er ein nasses, schmutziges Bündel unter seiner Jacke hervor und streckte es den Carvers entgegen, doch keiner von ihnen griff danach. „Das ist alles, was ich kriegen konnte“, sagte Bentley. „Ob es noch lebt, weiß ich nicht.“

„Das Baby!“, schrie Susan auf und riss das triefende

Bündel an sich. Sie nestelte die Lumpen auseinander und sah in das verzerrte dunkle Gesichtchen des Kleinen. Die Lippen und Augenlider waren fast blau. Das Kind lag ganz still in Susans Armen, wie ein neugeborener Sperling, der im Nest gestorben war.

Sie lief, um Milch zu wärmen, dann fiel sie neben dem Herd auf die Knie und streifte das nasse Leinen von dem dünnen Körperchen. Nackt hielt sie es so dicht ans Feuer, wie sie nur wagte. Sie drückte seine kleine Brust, ließ Moses nach der Milch laufen und nach einem Löffel Zucker, den er darin verrühren sollte. Dann führte sie einen Löffel an die blauen Lippen. Ihr Gesicht spannte sich und wurde blass, als die Milch dem Kind über das Kinn tröpfelte. Dann aber regte es sich, schluckte, schrie schwächlich und tastete mit den Lippen nach mehr.

„Es lebt! Wenigstens lebt es noch!“, sagte Susan mit Tränen in den Augen.

John Bentley stand stumm dabei. Er konnte sich nicht erklären, warum sich jemand so über ein krankes Kind einer Sklavin aufregen konnte. Doch als er dann sprach, klang seine Stimme sanft. „Das mit dem Mädchen tut mir leid. Ich habe die Bande nicht einholen können.“ Mit dem Daumen deutete er auf das wimmernde Kind und sagte: „Ich glaube, dafür kann ich dein Waldland nicht annehmen, Moses.“

Moses versuchte, den Blick von dem schrecklichen Bild am Herd abzuwenden. Das Baby hing nur noch an einem dünnen Lebensfaden, und Susan kämpfte erbittert darum, diesen Faden zu stärken. Sorgsam ließ sie Tropfen um Tropfen gezuckerter Milch zwischen die Lippen tropfen und wartete geduldig, wenn der kleine Körper vom Husten geschüttelt wurde. „Ganz still jetzt, ganz still, mein Kleiner!“

„Behalte das Pferd!“, sagte Moses zu Bentley. „Du hast

dein Bestes getan und wenigstens den Jungen zurückgebracht.“

Bentley nickte. Er war zufrieden.

„Weißt du, wohin sie geritten sind?“, fragte Moses.

„Nach Süden, weit nach Süden. Ich bin ihnen durch halb Arkansas nachgeritten, aber sie waren mir immer noch um einen Tag voraus und hatten es anscheinend sehr eilig, zum Mississippi zu kommen.“ Im Bergland habe er ihre Fährte verloren, sagte er, und dann sei er endlich umgekehrt. Zuerst habe er unterwegs gehört, Mary sei tot, aber dann habe man ihm auch wieder gesagt, sie sei an nordwärts ziehende Soldaten verkauft worden. „Aber ich glaube, sie war immer noch bei den Dieben. Man wird sie weiter unten am Fluss verkaufen. Sie und ihr anderes Kind.“

„Und der Junge?“, fragte Moses. „Wo hast du den Jungen ...“

„Ach den ... Den haben sie ein paar Frauen in der Nähe von Conway gegeben. Er ist ja doch nichts wert.“

Er wurde George genannt, Carvers George; sein erstes Jahr war ein einziger Kampf ums Überleben. Gebrechlich und schwach wurde er das Opfer jeder nur möglichen Kinderkrankheit, und jede brachte ihn an den Rand des Todes. Aber endlich war es durch Susans beharrliche Pflege und eine unerklärliche Zähigkeit in der schwachen Brust des kleinen Jungen geschafft. Er überwand seine scheinbar unausweichliche Bestimmung. Der ständige Husten hatte seine Stimmbänder angegriffen. Jetzt klang seine Stimme wie das Zirpen eines verängstigten Vogels. Und irgendeine unbewusste Erinnerung, vielleicht dieselbe Furcht seiner Rasse, die auch Mary gequält hatte, lähmte seine Zunge, so dass er mitleiderregend stotterte. Er war fast drei Jahre alt, ehe er die Stube ohne fremde Hilfe durchqueren konnte, und dieses Abenteuer ließ ihn vor Erschöpfung und Tri-

umph keuchen. Aber er lebte, und das war der größte aller Triumphe!

Der Krieg endete. Die niedergebrannten Ställe wurden wieder aufgebaut, die Felder bestellt. Bald zeigten sie der Frühlingssonne erstes Grün. „Ihr seid jetzt frei!“, sagte Moses Carver zu George und dessen älterem Bruder Jim. „Alle Sklaven sind jetzt frei! Ihr könnt gehen, wohin ihr wollt!“

George verstand nicht, und Jim grinste nur.

„Tante Susan und ich, wir hätten euch gern weiter bei uns wie bisher. Aber vergesst nicht, ihr müsst nicht bleiben. Die Sklaven sind frei!“

Jim nickte, und damit war alles gesagt. Am Abend krochen die beiden Jungen auf den Boden des Blockhauses und schliefen auf ihren mit Maishülsen gefüllten Säcken, wie sie es immer getan hatten. Es sollte lange dauern, bis Carvers George herausfand, was Onkel Moses gemeint hatte und was es bedeutete, frei zu sein. Und Jim sollte es niemals erfahren.

Jim hatte bald genug damit zu tun, die Schafe zu scheren und beim Heumachen und Melken zu helfen. Moses, der sich nun schon den Sechzigern näherte, war froh, den starken braunen Jungen neben sich auf den Feldern zu haben. George aber kämpfte noch immer um einen festen Lebenshalt. Er rührte sich selten aus der Küche. Nach wie vor sah er wie ein verschreckter Vogel aus. Die dunklen Augen waren zu groß für das noch dunklere Gesicht, seine Arme und Beine dürr wie Schilfrohr. Den ganzen Tag über verfolgte er Tante Susan auf Schritt und Tritt und ahmte ihre Bewegungen nach, wenn sie den Fußboden wischte oder die Zinnteller putzte.

„Hier!“, sagte die Tante eines Morgens und gab ihm einen Besen. „Es ist Unsinn, wenn du das alles für nichts und wieder nichts machst!“

Er war begeistert und fegte mit Schwung. Lächelnd

beantwortete er ihr Lächeln, wenn ihre Blicke sich trafen. Im Laufe der Monate übernahm er auch andere Arbeiten: Waschen, Geschirrspülen und sogar Kochen. Alles tat er hingebungsvoll und sumnte dabei zuweilen eine Melodie, die in Susan die schmerzliche Erinnerung an seine Mutter weckte. Hin und wieder, wenn Susan im Garten war oder am Brunnen, glaubte George, sie könnte ihn nicht hören. Dann erfand er Worte für seine Melodie. Er sang sie mit seiner kleinen, hohen Stimme ohne alles Stottern.

Es gab immer viel zu tun, denn die Farm an der Grenze war eine Welt für sich. Es wäre schlimm gewesen, hätte man sich auf irgendwen oder irgendetwas außerhalb des eigenen Zaunes verlassen müssen. George sah zu, wie Tante Susan Wolle oder Flachs für die Kleider spann, und bald drehte er selbst tüchtig die Spindel. Er lernte, wie man Felle gerbt, Schuhe näht und Schinken räuchert. Gemüse musste gesät, geerntet und eingekocht werden, Kerzen gezogen und Gewürze gemahlen werden. War jemand krank, so musste man Wurzeln ausgraben, aus denen Tante Susan Medizin braute. Nichts wurde verschwendet. Nur Zucker und Kaffee kamen aus der Stadt. Diese Jahre der Sparsamkeit und der Selbsthilfe sollten das Leben des Jungen entscheidend prägen helfen.

Seine Neugier war unersättlich, sein Lerneifer erlahmte nie. Es kam ihm nicht in den Sinn, es merkwürdig zu finden, dass ein Junge Frauenarbeit tat. Mit seinen schnellen Händen und dem flinken Verstand versuchte er alles. Eines Nachmittags sah er Tante Susan beim Stricken zu und sagte dann: „D-Das k-k-kann ich auch!“ Mit einer Truthahnfeder vom Hof und einem aufgezogenen Fausthandschuh saß er neben ihr und lehrte sich selbst das Stricken. Bis zum Sommer konnte er auch häkeln und sticken. Wenn Tante Susan ein schwieriges Muster begann, brauchte sie ihm nur zu erklären, wie es am Ende aussehen sollte. Dann gingen sie, jeder für sich, an die Arbeit. Hernach konnte Moses

nicht unterscheiden, welche Stiche von George, welche von seiner Frau stammten.

Moses hatte einen besonderen Grund, sich über die Geschicklichkeit des Jungen zu freuen. Seit Wochen drückten ihn seine Arbeitsschuhe. „Ich bin nun mal kein guter Schuster“, sagte er brummig und schnitt sogar die Fersen aus den Socken, um sich Erleichterung zu verschaffen. Trotzdem hinkte er, und seine Füße waren voller Blasen. Dann nahm George beide Schuhe völlig auseinander, änderte sie, nähte sie wieder zusammen und strickte dann auch die Socken so an, dass niemand mehr sehen konnte, dass sie jemals zerschnitten gewesen waren. Dann sagte er: „V-Versuch mal, Onkel Moses!“ Die Schuhe bereiteten keinen Ärger mehr.

Oft saßen Tante Susan und George auf der Bank neben der Regentonne, sie eine alternde, weißhaarige Frau, er ein schwächlicher schwarzer Junge, und nähten gemeinsam im Dämmerlicht, bis Onkel Moses und Jim von den Feldern kamen. George fragte dann wohl, wohin die Sonne ging, wenn sie hinter den Hügeln verschwand, woher der Regen kam und warum die Rosen an der Tür gelb, die unter dem Fenster aber rot waren. Manchmal erzählte ihm Susan von seiner Mutter, und dann hörte er sehr still zu. „Sie war flink wie du. Lesen konnte sie nicht, aber sie hatte ein gutes Gedächtnis. Wenn wir einmal ein Rezept aus dem Kalender ausprobiert hatten, kannte sie es auswendig.“

Wieder kam ein Frühling. George gewöhnte sich daran, viel im Wald zu sein. Er hatte dort eine verborgene kleine Lichtung entdeckt, auf der die Natur alle ihre Wunder vorführte, wenn ein Mensch nur sehen und hören wollte. Er spähte unter die Baumrinde und beobachtete die krabbelnden Insekten. Er studierte die wilden Blumen, die sich an die Sonne drängten, und jene, die den Schatten suchten. Er lauschte auf das Quaken der Frösche, das Zwitschern der Vögel, und er spürte in sich das Verlangen, diese

geheimnisvolle, vielfältige Welt kennen und verstehen zu lernen. Warum flohen die Nachtfalter vor der Sonnenwärme? Warum konnten die Lilien ohne Sonne nicht leben? Warum lieferten Wurzeln, die einander genau glichen, eine so verwirrende Vielfalt farbiger Blüten? Was wurde aus dem weichen, weißen Flaum, der dem Löwenzahn entschwebte?

George liebte das Gefühl warmer Erde in seinen Händen. Jahre später erinnerte er sich daran und sagte: „Die Leute morden ein Kind, wenn sie ihm befehlen: ‚Bleib aus dem Schmutz!‘ Im Schmutz steckt ja das Leben!“

Bald war er auf der Lichtung mehr zu Hause als im Blockhaus der Carvers. Die Stunden verflogen, wenn er auf den Knien lag, einen Farnzweig betrachtete und die Tapferkeit bewunderte, mit der ein neuer Trieb sich durch die Schicht toter Blätter vom letzten Winter zwängte. Farne, Blumen und Kürbisse wurden für ihn die Spielzeuge und Freunde, die er nie gehabt hatte. Er spielte und sprach mit ihnen. Die Entdeckung eines neuen Pflänzchens oder einer neuen Blüte ließ sein Herz stürmischer klopfen.

Vorsichtig schloss er nun auch Freundschaft mit Tante Susans Pflanzen. Er trug Wasser für die Zuckererbsen und kniff welke Blüten von den Geranien. Einmal sah Jim, wie George sich mit den gelben Rosen an der Tür beschäftigte. „Was machst du mit den Blumen?“, fragte er.

„Ich liebe sie“, antwortete George.

Unter seinen Händen erblühten die Rosen, und die Geranien schienen nie zu gilben. Als Mrs Baynham zu Besuch kam und klagte, ihre Rosen sähen niemals so herrlich aus wie die von Susan Carver, versprach Tante Susan, ihr George einmal zu schicken. „Das liegt nämlich nur an ihm“, sagte sie. „Er muss einen Zauber haben, um alles wachsen zu lassen.“

Und so kletterte George eines Sommertages über den Zaun und ging querfeldein zum Hause von Mrs Bayn-

ham, das einmal Colonel Grant gehört hatte. Hier hatten seine Eltern gelebt. Er versuchte, sich vorzustellen, wie sie über die Felder gegangen waren. Aber es fiel ihm schwer, das Bild seiner Eltern herbeizuzwingen. Er wurde auch bald durch das große rote Steinhaus von diesem Versuch abgelenkt. Bewundernd umkreiste er es. In der Mittagshitze war alles still. George fühlte sich wie allein in einem fremden Land. Es gab nur ihn, das mächtige Haus und die Rosen. Er fand sie an der Nordwestseite und wusste sofort, warum sie so kümmerlich waren. Nur in den frühesten Morgenstunden konnte die Sonne sie erreichen. In einer guten Stunde hatte er sie umgepflanzt und begossen und bei der Arbeit sein seltsames kleines Lied gesummt. Dann ging er zur Hintertür, um Mrs Baynham zu begrüßen.

Die Küche war verlassen wie der Hof. Aber im Hause war es einladend kühl, und fast gegen seinen Willen trugen ihn die Füße durch das Speisezimmer zur Eingangshalle. In der vornehmen Stille wagte er kaum zu atmen. Die Wände waren bemalt, die Möbel glänzten, und als er nun in der Tür zum Salon stand, sah George das Verblüffendste von allem: überall im Raum hingen Bilder, wunderbare Bilder von Wäldern und Blumen. Selbst der bärtige alte Mann, der auf ihn herunterblickte, kam George wunderschön vor. Hungrig ging er von einem Gemälde zum anderen, als wolle er sich jeden Pinselstrich und jede Farbe einprägen. So sehr war er in diesen Zauber versunken, dass er Mrs Baynham erst bemerkte, als sie hinter ihm stand und sagte: „Gefallen dir die Gemälde, George?“

Er fuhr fluchtbereit herum, doch sie lächelte ihm zu. „Ich ... ich ...“

„Bist du gekommen, um nach den Rosen zu sehen?“

Er fand seine Stimme wieder. „Ich h-hab' die Rosen umgepflanzt, Ma'm ... In die S-S-Sonne ... Rosen brauchen S-S-Sonne, Ma'm.“

„Ich danke dir, George. Und das hier nimm für deine Mühe!“

Sie drückte ihm eine Münze in die Hand, die er fest umklammerte, als er sich rückwärts aus dem Zimmer entfernte. Als er wieder über die Felder ging, dachte er weder an die Münze noch an die Rosen. Er sah immer nur diese Bilder vor sich. Und am Abend quetschte er den Saft aus dunklen Kermesbeeren, tauchte die Fingerspitzen hinein und zeichnete sorgfältig einen Kreis auf einen flachen Stein. Von diesem Tage an begann er zu malen. Mit einem Stück Zinn kratzte er Gesichter auf Steine, und auf jedes ebene Stückchen Boden zeichnete er die Umrisse von Blumen.

Mrs Baynhams Rosen gediehen prächtig, und die alte Dame sang überall Georges Lob. Nun kamen auch andere Nachbarn zu ihm. „Warum geht meine Begonie ein, George?“ „Warum sind meine Rosen so fleckig?“ Und er suchte Ungeziefer von den Rosen, begoss die Begonien und umwickelte sie mit Stroh. Und später sagte er dann zu Tante Susan: „Sie schauen ihre Blumen nur an, aber sie sehen sie nicht wirklich, sonst wüssten sie genau wie ich, was ihnen fehlt.“

Stand es mit einer Pflanze ganz schlimm, so grub er sie aus und nahm sie mit auf seine geheime Waldlichtung, reinigte die Wurzeln und pflanzte sie in den reicheren Waldboden, um sie wieder gesund zu pflegen. Die Nachbarn nannten ihn den Pflanzendoktor, und im weiten Umkreis wusste jedermann, dass Carvers George alles zu heilen wusste, was in der Erde wuchs.

Er merkte, dass Petunien im Lehmboden verblassten und manchmal sogar eingingen. Mischte er ihnen aber Sand in die Erde, dann erholten sie sich. Wahrscheinlich, so dachte er, können manche Pflanzen eben nicht so reichliche Kost vertragen wie andere. Er selbst durfte ja auch nicht zu viele von Tante Susans Maiskuchen essen, wenn er keine Magen-

schmerzen bekommen wollte. Jetzt prüfte er alle seine Pflanzen in verschiedenen Bodenmischungen. Er spürte Käfern und Würmern nach, die an den Wurzeln nagten. In jenem Sommer ärgerte sich Onkel Moses, weil sein bester Apfelbaum kränkelte. George kroch in den Zweigen herum, bis er den einen fand, in dem sich eine ganze Mottenkolonie eingenistet hatte. „Säg den Ast ab, Onkel Moses“, sagte er, „dann geht es dem Baum wieder besser.“

„Es gibt nichts, wovon dieser Bengel nichts weiß“, sagte Onkel Moses erstaunt zu seiner Frau.

In Wahrheit gab es vieles, was George nicht wusste. Warum liebten Bienen den Klee ganz besonders? Warum blühten manche Pflanzen im Frühling, einige im Herbst und andere gar nicht? Wie konnte aus einem Samenkorn eine drei Meter hohe Sonnenblume werden? Die Tage waren nicht lang genug für ihn. Er fand nicht genügend Zeit, über alle Geheimnisse der Natur nachzudenken. Darum brachte er Käfer, Tabakraupen und Eidechsen mit an den Herd, um sie im Feuerschein zu beobachten. Sie waren seine Schätze wie Steine, Blumenzwiebeln und Baumblätter.

„Hinaus damit!“, befahl dann Tante Susan regelmäßig. „Alle diese Dinge verschwinden sofort aus meinem Haus!“

Dann trug George seine Schätze zögernd und bedrückt hinaus, um zwei Tage darauf einen Frosch und einen Maikäfer heimzubringen. Im Herbst brachte er zehn starke Wolfsmilchstengel mit in die Küche, denn er wollte beobachten, wie die Samenkapseln aufsprangen. Tante Susan warnte ihn, es setze Prügel, wenn es Schmutz in ihrer Wohnung gebe.

An einem Spätnachmittag, als Mus auf dem Herd kochte und frische Butter bereitstand, um in die Milchkammer getragen zu werden, saß George vor dem Haus, als er plötzlich einen fassungslosen Schrei hörte. Er stürzte in die Küche. Tante Susan stand stocksteif und sprachlos in-

mitten eines flauschigen Wirbels. Die Samenkapseln an den Wolfsmilchstengeln hatten sich fast gleichzeitig geöffnet. Der Luftzug vom offenen Fenster ergriff die weißen Samenfäden, trieb sie durch das Haus, senkte sie auf das Mus, die Butter und das frische Wasser im Eimer. George sah es mit entzücktem Staunen.

Sobald sie die Sprache wiedergefunden hatte, rief Susan nach Moses. Der kam und betrachtete das häusliche Unheil.

„Ich verlange, dass du mit dem Jungen in die Scheune gehst!“, forderte sie. „Sofort!“

Der alte Mann und der Junge marschierten zur Scheune. George war noch immer von diesem Wunder bezaubert und sagte: „Du hättest sehen müssen, wie die Kapseln aufgesprungen sind!“ In der Scheune nahm er zehn Schläge über das bloße Hinterteil geduldig hin und sagte dann: „Du hättest es wirklich sehen sollen, Onkel Moses!“

Der alte Mann schüttelte den Kopf und sagte: „Ja, ich glaube, ich hätte es wirklich sehen sollen.“ Dann gingen beide gemeinsam ins Haus zurück und halfen Ordnung schaffen.

In Locust Grove, eine halbe Meile vom Blockhaus der Carvers entfernt, stand eine Hütte mit einem einzigen Raum. Sonntags diente sie als Gotteshaus. Dann kam ein Geistlicher herbeigeritten, um Gottesdienst zu halten. An den Wochentagen war sie Schulhaus. Manchmal saß George dort auf der Schwelle und hörte zu, wie der Lehrer aus einem Buch vorlas oder die Kinder aufsagten, was sie gelernt hatten. Hinter dieser Tür lockte ihn eine neue Welt. Sie war angefüllt mit ungeträumten Träumen und einer so atemberaubenden Vision, dass George ihre gleißenden Versprechungen zuerst gar nicht recht begreifen konnte. Wie herrlich musste es sein, zu lernen, lesen zu können, eine Antwort auf seine zahllosen Fragen zu finden!

Er rannte fast den ganzen Heimweg, fand Moses auf dem Feld und war so aufgereggt, dass er stotterte: „W-Wann k-k-kann ich z-zur Schule gehen, Onkel Moses? Bin ich alt genug? Ja?“

Der alte Mann wischte sich den Schweiß von der Stirn und suchte den Himmel nach Worten ab. Wie kann man einen Traum sanft zerschlagen? Wie kann man einem vor Lernbegierde fast berstenden Jungen sagen, dass die Sklaven zwar frei seien und nach dem Gesetz von Missouri keinen anderen Herrn als Gott über sich hätten, dass George aber trotzdem niemals zur Schule von Locust Grove oder sonst einer Schule für weiße Kinder gehen könne?

„Darf ich gleich morgen gehen, Onkel Moses?“, bettelte der Junge.

Endlich nahm ihn Moses Carver bei den Schultern und sagte klipp und klar nein. „Dort sind schwarze Jungen nicht zugelassen, weißt du.“

„Schwarze Jungen ...“, wiederholte George.

Er wusste, dass er schwarz war. Er sah es im Spiegel. Aber bisher hatte das nur bedeutet, dass sein Gesicht eben dunkler war als das von Tante Susan. Die roten Rosen waren ja auch dunkler als die gelben. Aber beides waren Rosen. Eine war nicht besser als die andere. Jetzt aber musste er begreifen, dass es bei den Menschen anders war. Eine weiße Haut war besser als eine schwarze. Niedergeschlagen verkroch er sich auf seiner geliebten Waldlichtung. Sein Verstand musste mit diesem Schlag fertig werden. Er musste versuchen, Falsches und Wahres mühselig voneinander zu trennen. In der Natur – an der er so leidenschaftlich hing – beschien die Sonne alle Pflanzen, und der Regen tränkte sie alle. Ihre Farbe spielte dabei gar keine Rolle. Das war eine Wahrheit, und das war richtig. Aber wie konnten erwachsene Menschen dann einen so großen Fehler machen? Es gab keine Antwort. Carvers George

presste die Wange an die Erde und weinte; er fühlte sich von Furcht und dunklen Vorahnungen bedroht. Aber er weigerte sich, seinen Traum aufzugeben.

Tante Susan kramte eine alte Fibel aus der Truhe, die sie aus Illinois mitgebracht hatte, und lehrte ihn die Buchstaben des Abc. Nach wenigen Wochen kannte er jede Zeile des Buches auswendig, und er konnte jedes Wort buchstabieren, wenn er auch noch nicht immer die Bedeutung verstand. Moses brachte ihm einfaches Rechnen bei und führte seine Hand, bis er auch ohne Hilfe seinen Namen schreiben konnte. Stundenlang blätterte George im Kalender. Dann rief er strahlend die Wörter, die er erkannte, und mühte sich, hinter den Sinn der Sätze zu kommen. Und immer wieder hockte er auf der Schwelle der Schule und malte sich aus, wie schön es sein musste, dort drinnen unter den anderen sitzen und lernen zu dürfen. Aber was er von drinnen hörte, war zu wenig. Es war niemals genug.

Manchmal schenkte ihm Onkel Moses ein paar Pennys und ließ ihn mit Jim nach Neosho gehen. Die Kreisstadt lag acht Meilen entfernt und war für George der geschäftigste Ort der Welt. Alle Gesichter waren dort fremd, wenn manche von ihnen auch schwarz waren wie sein eigenes.

Die Brüder hatten sich getrennt, weil Jim nach einem Angelhaken Ausschau halten wollte. Sie hatten verabredet, sich am nördlichen Stadtrand zu treffen, sobald die Sonne hinter den Kirchturm sank. George schlenderte umher und stand plötzlich vor einem Blockhaus, in das viele schwarze Kinder gingen. Als die Tür sich hinter dem letzten geschlossen hatte, presste George das Ohr daran, und er hörte die nun schon vertrauten Geräusche des Schulunterrichts. Aber diese Kinder waren schwarz gewesen wie er selbst! Also musste es eine Schule für Schwarze sein!

Er lief los und suchte Jim. Dann hatte er es so eilig, seine Neuigkeit loszuwerden, dass er vor Stottern kaum ein Wort

hervorbrachte. Der ältere Bruder schüttelte ihn. „Langsam! Langsam! Ich verstehe dich ja nicht!“

„Ich k-kann nichts d-dafür ...“

„Doch, du kannst! Sprich langsamer!“

George atmete tief und begann noch einmal von vorn. „Hier gibt es eine Sch-Schule, eine Schule für Schwarze! Jim, da möchte ich h-hingehen!“

Unter der sinkenden Abendsonne gingen sie die staubige Landstraße entlang. Sie waren so unterschiedlich wie nur möglich. Groß und kräftig war der eine, klein und zart der andere. Jim verstand den Bruder nicht. Er begriff nicht, was er an dieser alten Fibel fand oder gar an all den Blumen, Pflanzen und Steinen. Aber immer hatte zwischen ihnen eine Gemeinsamkeit bestanden, die stärker als alle Unterschiede war. Und jetzt fürchtete Jim um ihn. Es war so maßlos, was er sich in den Kopf gesetzt hatte! Er wusste nicht, was er dazu sagen sollte. Er wirbelte den Staub mit den Füßen auf und fragte: „Und wo willst du wohnen?“

„Ich weiß nicht.“

Jim blieb stehen und wurde plötzlich böse. „Na also! Welchen Sinn hat es dann? Du hast eine gute Familie, du lernst alle Wörter, die in Tante Susans Buch stehen ...“

„Ich möchte alle anderen Wörter auch lernen“, sagte George mit seiner aufgeregten, schrillen Stimme. „Ich möchte so viele Wörter können, dass ich selbst ein Buch schreiben kann!“

Jim sah den jüngeren Bruder forschend an, dann ging er weiter. Es ist sinnlos, dachte er. Niemals werde ich den Kleinen verstehen. Sicher ist nur eines: Wenn George sagt, er wolle zur Schule gehen, dann geht er auch!

Das wusste auch Moses Carver. „Ich kann dich nicht halten“, sagte er ruhig, als George ihm von seinem Plan erzählte. „Und ich will es auch nicht, selbst wenn ich es könnte. Aber wo willst du wohnen? Und wo essen?“

Der Junge hob die schwächtigen Schultern und sah zu

dem bärtigen Mann auf. Seine Augen verrieten ihn. Sie waren nicht so selbstsicher wie seine Worte. „Ich kann doch kochen und aufwischen ...“

„Lass dir Zeit, Junge!“

„Und Feuer machen!“

Moses nickte ernsthaft, legte George die Hand auf den Kopf und alles war geregelt.

Tante Susan packte ihm noch eine Anzahl Speckbrote ein, und dann stand sie eines Herbstmorgens stumm und traurig mit Moses und Jim vor der Tür und sah den schwächlichen Jungen durch das Tor in eine unbekannte Welt gehen. Ein paar von seinen Kräutern und ein sauberes Hemd hatte er in dem Bündel, das über seiner Schulter hing. Er sah so schrecklich allein aus auf der Straße, die erst am Horizont endete – ein kleiner schwarzer Fleck vor einem riesigen Himmel. Das war im Jahre 1875. Carvers George war damals um die 14 Jahre alt.

Die Rosen und Dornen

Dieser Junge sagte mir, er wolle in Neosho lernen, woher Schnee und Hagel kommen, und ob man die Farbe einer Blüte verändern könne, wenn man ihren Samen verändere. Das muss man sich einmal vorstellen! Ich sagte ihm, er würde das alles in Neosho niemals erfahren und wahrscheinlich auch nicht in Joplin oder gar in Kansas City. Aber dabei hatte ich immer das Gefühl, er würde es doch herausfinden – irgendwie.

Mariah Watkins

Neosho war einmal die Hauptstadt von Missouri gewesen. Während des Krieges hatten Truppen und Rebellen in den Straßen gekämpft. Sie hatten das Gerichtsgebäude niedergebrannt und die Bevölkerung in Schrecken versetzt. Erst jetzt, ein Jahrzehnt später, erholte sich die kleine Stadt allmählich von den Verwüstungen der großen Rebellion. Eine der drei Bleiminen arbeitete wieder, eine neue Mühle war gebaut worden. Das Büro für Freigelassene, das aus Korruption und aus scheinbarer Hilfe für die vier Millionen befreiten und verstörten Spielsteine dieses Krieges bestand, war gekommen und wieder gegangen – nur die Lincoln-Schule für schwarze Kinder zeugte noch von seiner Arbeit.

Jetzt stand Carvers George, der von seinem Traum nach hier getrieben worden war, lange vor der baufälligen Hütte. Sie war leer, und ihre Tür war verriegelt, denn die Sonne war schon längst hinter dem Kirchturm verschwunden. Dann war es plötzlich dunkel, und George fühlte sich klein und einsam. Niemand in der Stadt kümmerte sich um ihn oder wusste auch nur, dass es ihn gab. Er sehnte

sich nach dem Blockhaus der Carvers. Jetzt saßen sie dort wahrscheinlich am Kamin, mit vollen Mägen, und die Geräusche der Nacht klangen ihnen freundlich in den Ohren.

Was sollte er tun? Wohin sollte er gehen? Er hatte jetzt nur noch seinen Traum, und er war nicht sicher, dass er ihm über diese erste Nacht hinweghelfen würde.

Er umkreiste die Schule, erschrak vor jedem Knacken, hungerte, fürchtete sich und hatte sich noch nie so allein gefühlt. Er überstieg einen Zaun und erreichte den dunklen Schatten eines Stallgebäudes. Plötzlich schmerzten seine Beine vor Müdigkeit, und als er die offene Tür fand, schlüpfte er hinein und vergrub sich im Heu. Mit aller Kraft versuchte er, sein Zittern zu unterdrücken. Er roch die Pferde, die er so gern mochte. Bald versuchten seine Augen nicht mehr angstvoll, die Dunkelheit zu durchdringen. Er aß das letzte Speckbrot, lehnte sich zurück, sah Tante Susan stricken und Onkel Moses im Feuer stochern. Dann schlief er ein.

Verfroren und verkrampft erwachte er, kletterte aus dem Heu, trat vor die Tür und stand im Morgennebel, der vom Boden aufstieg. Er lief zum Schulhaus und streifte dabei das Heu von seinen Kleidern. Aber die Schule war noch immer geschlossen. George kehrte zum Stall zurück und verspürte großen Hunger. Am Zaun standen Sonnenblumen. George löste Kerne aus den Blüten und zerkaute sie, auf einem Stapel Brennholz sitzend, ohne das kleine Haus auf der anderen Seite des Hofes zu beachten. Jetzt trat eine hagere schwarze Frau aus der Hintertür und sah den Jungen.

„Was machst du hier?“, fragte sie.

„Ich sitze bloß hier“, erwiderte George.

„Das sehe ich.“

Die Hände in die Hüften gestemmt sah sie streng auf ihn hinunter. George kam auf die Füße und musste

zweimal schlucken, ehe er ein weiteres Wort hervorbrachte.
„Ich w-warte, d-dass d-die Schule aufgemacht wird.“

„Da kannst du lange warten, heute ist Samstag.“

„S-Samstag“, echote er ratlos. „Ich ...“

„Hör doch auf zu stottern! Ich beiße ja nicht. Wo ist deine Familie?“

„In D-Diamond Grove. Mr Moses Carver und ...“

„Und du willst hier zur Schule gehen?“

„Ja, Madam!“

„Hast du Hunger?“

„Ja.“ Zum erstenmal bemerkte George, dass die Frau, die so kurz angebunden sprach, sanfte Augen hatte wie Kerzenlicht.

„Geh dort drüben zur Pumpe und wasch dich, und – komm dann rein!“ Sie nahm ein paar Holzscheite und ging ins Haus zurück.

George starrte ihr einen Augenblick nach, dann wusch er sich gründlich Gesicht und Hände. Als er schüchtern an die Hintertür klopfte, hing schon süßer Biskuitduft in der Luft, und gleich darauf strich er Sirup auf das goldgelbe, warme Gebäck, als hätte er gerade eben erst das Wunder des Essens entdeckt.

So kam George in das Haus der Wäscherin Mariah Watkins, die auch den Dienst einer Hebamme versah und so voll Güte war, dass sie sich verantwortlich fühlte für alle heimatlosen Kreaturen, die ihr begegneten. Schon seit Langem hatte sie gelernt, ihr weiches Herz hinter einer Maske von Strenge zu verbergen; sie wäre sonst beim Anblick jedes unglücklichen und hungrigen Wesens wie Carvers George in Tränen ausgebrochen. Sie und ihr Mann, der fleißige Gelegenheitsarbeiter Andrew, hatten keine Kinder, doch Mariah betrachtete alle Mädchen und Jungen, bei deren Geburt sie geholfen hatte, als ihre Babys, selbst wenn sie längst geheiratet und eigene Familien gegründet hatten.

Den ganzen Vormittag beobachtete George, wie Mariah Körbe von Wäsche wusch, und das Interesse des Jungen wuchs noch, als ihr Mann zum Mittagessen heimkam. Die beiden flüsterten miteinander und warfen George prüfende Blicke zu. Dann kam Mariah zu ihm und sagte: „Wenn du arbeiten willst, kannst du bei uns bleiben.“

„Ich will gern arbeiten“, versicherte George atemlos, fast verzweifelt. „Ich bin ein guter Arbeiter, Madam, wirklich! Ich kann putzen und Feuer machen und ...“ Er unterbrach sich und fragte dann ängstlich: „Aber ich darf doch zur Sch-Schule gehen?“

„Selbstverständlich“, versicherte Mariah. „Deswegen bist du doch hergekommen, nicht wahr?“

Der grauhaarige Andrew Watkins lächelte ihm zu. „Mich nennst du Onkel Andy, hörst du? Und das ist Tante Mariah. Wir freuen uns sehr, dass wir dich bei uns haben, Söhnchen.“

Und George sagte: „Vielen Dank – euch beiden.“ Und dann wandte er sich ab, weil sie seine Tränen nicht sehen sollten.

Am Abend, als Mariah im einzigen Raum des Hauses einen Schlafplatz mit Vorhängen abteilte, versuchte George nochmals, seine Dankbarkeit auszudrücken. „Ich hab' aber mächtiges Glück gehabt, dass ich mich gerade auf diesen Hof g-gesetzt habe.“

Mariah unterbrach ihre Arbeit. „Mit Glück hat das nichts zu tun, mein Junge“, sagte sie. „Gott hat dich hergeführt. Er hat eine Aufgabe für dich und will, dass Andrew und ich dir dabei helfen.“

„Ja“, sagte George schüchtern.

Er hatte bisher die eigenartigsten Vorstellungen von den Aufgaben Gottes in dieser Welt. Aber er war in das richtige Haus gekommen, um etwas darüber zu erfahren. Nach Mariah Watkins' schlichtem Glauben war Gott überall. Er hatte einen Plan für jedes seiner Kinder. Nichts ließ er

zufällig geschehen. Diese Wahrheit gehörte bald auch zu Georges unerschütterlicher Überzeugung, wie er auch die beiden anderen Grundsätze übernahm, nach denen Mariah Watkins lebte – Sauberkeit und Arbeit. Das Zimmer war makellos, der Fußboden vom vielen Scheuern ganz glatt. Im Haus roch es nach Gewürzen und Kiefernholz, und der Hof vor der Tür war stets ordentlich gefegt und geharkt. Auf einer Bank standen Waschbrett und Trog, mit denen Mariah ihr Geld verdiente. Jahrzehnte später brauchte George nur die Augen zu schließen, um sie vor sich zu sehen, den schwächtigen Leib über den dampfenden Trog gebeugt, endlos bürtend und schrubbend.

Am Samstag wischte er den Fußboden auf, spülte das Geschirr und trug das Feuerholz herbei. Am Sonntag zog er sein sauberes Hemd an und ging mit Onkel Andrew und Tante Mariah in die Afrika-Methodisten-Kirche. Er fürchtete sich ein wenig, weil er keine Vorstellung davon hatte, was im Innern der Kirche vor sich ging. Nach den dunklen Andeutungen, die er von Moses Carver gehört hatte, rechnete er mit geheimnisvollen Beschwörungen, vielleicht sogar mit einem Menschenopfer.

Jemand musste neben Pastor Givens stehen und die Schriftstellen verlesen. Als dann die kleine Gemeinde ihre Choräle sang, schmolz alle Angst in George. Und als Pastor Givens von der Liebe und Fürsorge Gottes für alle seine Kinder sprach, für jeden einzelnen von denen, die hier hoffnungsvoll unter dem Blechdach saßen, war es George, als würde die Sonne stärker scheinen und ihn in ihre Wärme einhüllen. Am liebsten hätte er vor Glück geweint. Dieses Gefühl verließ ihn nie mehr, wenn er sonntags mit Andrew und Mariah zur Kirche ging, und auch später nicht, sobald er das Haus Gottes betrat.

Als George am Montagmorgen über den Zaun kletterte, um zur Schule zu gehen, rief Mariah ihm nach: „Du kannst

dich aber nicht mehr Carvers George nennen! Du bist eine eigene Person! Von jetzt an bist du George Carver!“

„Ja!“ rief George zurück. Der Name lag ihm zwar noch sehr seltsam auf der Zunge, doch er stellte sich so dem Lehrer vor, einem jungen und zappeligen Schwarzen namens Stephen S. Frost. Dann setzte er sich auf einen Platz in der letzten Bank.

Fast 75 Schüler waren in dem kleinen Schulraum zusammengepfercht. Manche waren kleiner als George, andere schon fast erwachsen. George achtete genau auf jedes Wort des Lehrers und ließ sich durch nichts ablenken. Im Schulzimmer herrschte ein ständiges Gemurmel, nur hin und wieder von einem Husten unterbrochen. Wenn jemand sich in der Bank rührte oder die Beine übereinanderschlug, mussten alle anderen es ihm nachtun. Die Luft war stets stickig und verbraucht. Im Winter piffte der Wind durch die rissigen Wände. Abgesehen von den Kindern, die dicht am Holzofen saßen, behielt man Mäntel und Fausthandschuhe an und zitterte trotzdem noch vor Kälte.

Doch all dies störte George nicht. Er war in der Schule! Er hatte seine erste Fibel und ein Stück Schiefertafel, auf dem er schreiben konnte. Am Mittag seines ersten Schultages stieg er eilig über den Zaun und platzte ins Haus, um Tante Mariah diese Schätze zu zeigen. Er verschlang sein Mittagessen, kümmerte sich nicht um die Spiele auf dem Schulhof, sondern wartete ungeduldig vor der Schultür, lange bevor der Lehrer die Glocke läutete.

Der Tag und alle folgenden vergingen für George wie im Flug. Immer hatte er sein aufgeschlagenes Lesebuch vor sich, selbst wenn er Geschirr spülte oder bei der Wäsche half. Manchmal überredeten ihn die anderen Kinder, beim Spielen auf dem Schulhof mitzumachen. Aber das endete für ihn fast immer mit zerschundenen Knien und dem beschämenden Gefühl, entsetzlich ungeschickt zu sein. Scheu, vom vielen Geschrei eingeschüchtert, drückte er

sich in eine stille Ecke. Dann zeichnete er Bilder auf seine Schiefertafel und vertrieb sich damit die Zeit bis zum Schulbeginn.

Das sollte während seines ganzen Lebens so bleiben. Er schien für die Einsamkeit bestimmt zu sein und war am glücklichsten, wenn er still für sich arbeiten konnte. Tante Mariah lehrte ihn, Wäsche zu bügeln. „Pass genau auf! Für meine Kunden muss alles tadellos sein!“ Das aufgeschlagene Lesebuch an einen Wäschestapel gelehnt, bügelte er zufrieden drauflos bis zum letzten Taschentuch.

Mitte November bummelte George einmal durch die Stadt und blieb vor einem Geschäft für Damenbekleidung stehen. Aufmerksam betrachtete er die kunstvoll gehäkelten Manschetten und den Kragen eines hübschen Kleides.

Dann ging er heim, spielte den Müßiggänger und häkelte heimlich Manschetten und Kragen für Tante Mariah nach. Als er ihr am Weihnachtsmorgen sein Geschenk überreichte, konnte sie es kaum glauben: „Das hast du gehäkelt? Ganz allein?“ Und dann drückte sie ihn fest an sich. „Tausend Dank, Kind!“

Sie schenkte ihm eine durch liebevollen Gebrauch abgegriffene Lederbibel. Nach einem Jahr kannte George große Teile der Genesis, der Psalmen, der Sprüche und der Evangelien auswendig. Von nun an las er bis zu seinem Todestage täglich in dieser Bibel, die er stets zur Hand hatte.

Dreimal in diesem Winter erkältete er sich und konnte nicht zur Schule gehen. Er quälte sich bei dem Gedanken, was er nun alles versäumte. Um ihn zu zerstreuen, erzählte Tante Mariah manchmal aus ihrer Sklavenzeit. Sie hatte auf einer großen Pflanzung gearbeitet. Von den vielen Schwarzen, die dort lebten, konnte nur Lobby lesen. Sie hütete sich aber sehr, das ihren Herrn wissen zu lassen, denn Sklavinnen mit überdurchschnittlichen Fähigkeiten wurden gern verkauft. So lehrte Lobby heimlich am Herd-

feuer die anderen ihre Wörter und Sätze. Auf diese Weise hatte Tante Mariah lesen gelernt, als sie über 30 Jahre alt war.

„Genau das musst du auch tun, George“, sagte sie ihm eines Abends. „Du musst lernen, was du nur kannst, und dann musst du wie Lobby sein. Geh hinaus in die Welt und gib dein Wissen an deine Brüder weiter. Sie wollen ja so gerne etwas lernen!“

George dachte darüber nach. Anfangs war ihm Tante Mariah wie ein großer, schattiger Eichbaum vorgekommen – stark, kühl, behaglich. Solange er sein Wissen vermehren konnte, dachte er nicht daran, ihr Haus zu verlassen. Aber im Frühjahr begriff er, dass von seinem Lehrer bald nichts mehr zu lernen war. Mr Frost war nur kümmerlich ausgebildet worden, und sein langsames Vorankommen langweilte einen Jungen mit einem so wachen Verstand, wie George ihn besaß. Er wusste, dass er den Lehrer mit seinen Fragen in Verlegenheit brachte. Aber etwas anderes bereitete ihm besonderen Kummer.

„Ihr müsst euren Platz kennen!“, mahnte der Lehrer häufig und versuchte, den Schülern die ihm eigene Unterwürfigkeit einzupfropfen. Instinktiv und heimlich rebellierte George dagegen. Er gab sich keiner Täuschung hin – seine Hautfarbe war eine Fessel. Aber er würde sie entweder abschütteln oder stolz zu tragen wissen. Sein Platz war an der Sonne, und er wollte ihr so nahe kommen, wie Ausdauer und Mut ihn nur bringen konnten.

Im Mai kam sein Bruder Jim nach Neosho. George saß lesend auf einem Holzstapel, als er eine vertraute Stimme rufen hörte: „Hallo, alter Junge! Hast du endlich herausgefunden, warum es regnet?“ Es war Jim, der ihm vom Zaun zugrinste.

„Jim!“, schrie George und stolperte zu Boden, als er von seinem Hochsitz sprang. Dann stotterte er in seiner Erregung hilflos: „W-Wie k-k-kommst du hierher?“

Jim lachte. „Bis jetzt hast du ja noch nicht einmal gelernt, langsam und richtig zu sprechen!“

Sie lachten beide und klopfen einander auf die Schultern, und Tante Mariah kam heraus, um zu sehen, was es da für einen Lärm gab. „Das ist mein Bruder!“, erklärte George ihr stolz.

Mariah betrachtete Jim so streng, als suche sie ihn nach Läusen ab. „Aus dem könnte man ja zwei von deiner Sorte machen“, sagte sie dann und wandte sich an Jim: „Weißt du schon, wo du bleiben wirst?“

„Ja, bei den Wilsons. Sie wohnen ...“

„Das weiß ich. Es sind feine Leute. Bei denen musst du dich gut benehmen, verstehst du?“

„Ja“, sagte Jim.

„Es wird Zeit zum Abendbrot. Du kannst mit uns essen, wenn du willst.“

Sobald sie wieder ins Haus getreten war, umtanzten die Brüder einander abermals, dann setzten sie sich auf den Zaun, um miteinander zu reden. Wie ging es Tante Susan und Onkel Moses? George wollte alles auf einmal wissen. Und warum war Jim in die Stadt gekommen?

Jim sagte, er habe den Winter über darüber nachgedacht und gemeint, er müsse auch zur Schule gehen. „Wenn du das für so wichtig hältst, muss doch etwas dran sein.“ Er legte George den Arm um die Schultern. „Findest du denn alles heraus über die Pflanzen und die Blumen?“

George sah zum Schulhaus hinüber. „Nein“, gab er zu, „noch nicht.“ Dann wandte er sich wieder an Jim. „Aber ich kann jetzt lesen und schreiben, und du wirst es auch bald können.“

Aber es kam anders. Jim war nicht zum Schüler geschaffen und verließ die Klasse bald wieder, um Stuckateur zu werden. George war enttäuscht, doch Jim, der so unternehmungslustig war wie sein kleiner Bruder schüchtern,

fügte sich schnell in die afroamerikanische Gemeinde von Neosho ein und war sehr glücklich.

Inzwischen suchte George eifrig nach Gelegenheitsarbeiten; er sparte jeden Cent, den er dabei verdiente. Als die Slaters nach St. Louis verreisten, kümmerte er sich um ihr Haus und erzählte Tante Mariah jeden Abend, was er getan hatte – die Gartentür ausgebessert, die Lampen geputzt, den Kamin gekehrt ... Endlich sagte sie ihm: „Hör mal, George, ich will gar nicht wissen, wie viel du getan hast, und die Slaters wollen es auch nicht wissen. Es kommt nur darauf an, wie du es getan hast!“

Wieder wurde es Winter. George schnupfte und hustete die ganze Zeit und wurde von einer dauernden Müdigkeit geplagt, die ihn tagelang von der Schule fernhielt. Das war nicht so schlimm, denn er hatte längst alles gelernt, was es dort zu lernen gab. Aber Gott konnte doch nicht wirklich wollen, dass er sein ganzes Leben lang schwächlich und krank blieb! Wenn er an einen anderen Ort ging, würde es vielleicht besser werden. Vielleicht würde er auch eine neue Schule finden. Vielleicht erwarteten ihn die Antworten auf alle seine Fragen irgendwo an einem fernen Ort, und er brauchte nur aufzubrechen, um diesen Ort zu suchen.

Im Dezember hörte er, dass die Familie Smith in das fast 75 Meilen entfernte Fort Scott in Kansas ziehen würde. Ob das der richtige Platz für ihn war? Früher hatte man viel vom freien Kansas gesprochen, und der Name hatte noch heute einen guten Klang. Er bedeutete Gleichheit und eine ehrliche Chance für jeden. Würde er seine Antworten dort im weiten Westen finden? Tagelang kämpfte in ihm die Angst vor dem Neuen mit dem Wunsch, etwas zu lernen und zu wissen. Dann nahm er allen Mut zusammen und ging zu den Smiths. Ob man ihn wohl mit nach Fort Scott nehmen würde? Eine Belastung sei er gewiss nicht. Zu essen werde er mitbringen, und unterwegs könne er sich um die Maulesel kümmern.

Sie sagten ja.

In den letzten Tagen ließen sich die Brüder zusammen photographieren. Sie trugen zerschlossene Hemden und Hosen, die ihnen viel zu groß waren, und machten sehr feierliche Gesichter. Dann gingen sie über die gefrorene Straße nach Diamond Grove, damit George sich von den Carvers verabschieden konnte. Von seinem Lehrer hatte er ein Zeugnis bekommen. Es trug das Datum vom 22. Dezember 1876. Und an einem beißend kalten Januarmorgen zog George sein Bündel zwischen Bettstellen, Töpfen und Pfannen hervor und sagte Jim und den Watkins Adieu. Bis zu den Ohren eingemummt, sah er wie ein kleiner Junge aus, obwohl er inzwischen 16 Jahre alt sein musste. Er war schwächling und gebrechlich, und seine schwarzen Augen blitzten groß aus dem schmalen unverhüllten Streifen seines Gesichts. Aber Tante Mariah sah die Entschlossenheit und die Lebhaftigkeit in diesen Augen, die noch nicht darin gewesen waren, als George zu ihr gekommen war.

„Gib ihm eine gute Schule, Herr!“, betete sie. „Gib ihm einen tüchtigen Lehrer, Herr, denn der Junge will ja so schrecklich viel wissen!“

„Los geht's!“, rief Mr Smith. Und die Maulesel trotteten davon.

Es war ein langer Weg. Die Straße wand sich westwärts durch das Ozark-Plateau, dann nordwärts über eine weite Ebene.

Wenn die Tiere ermüdeten, gingen die Smiths und George abwechselnd nebenher. Der Wind fuhr ihnen in die Gesichter, und bisweilen waren sie von einem dichten Schneewirbel umgeben, dessen Ende sie nicht einmal ahnen konnten. Abends drängten sie sich um das Lagerfeuer, aßen stumm und rollten sich dann frierend zu einem kurzen Schlaf zusammen. Am vierten Tage fuhr der Wagen in Fort Scott ein. Auf der kopfsteingepflas-

terten Hauptstraße sprang George von seinem Sitz, schulterte sein Bündel und blickte der Familie Smith nach, bis ihr Wagen langsam verschwand. Er war wieder allein.

Ein Reiter sprengte heran und beschimpfte den Jungen, der ihm im Wege stand und ihn zwang, sein Pferd heftig zu zügeln. Zitternd zog sich George auf den hölzernen Gehsteig zurück und ging zaghaft auf das große Hotel an der Poststation zu. Menschen drängten an ihm vorbei. Alle schienen es eilig zu haben. Einmal fand er den Mut, eine schwarze Frau zu fragen, ob sie nicht eine Arbeit für ihn wüsste. Sie antwortete nur mit einem kurzen „Ha!“ und hastete weiter.

Er hielt sich dicht an den Häusern und bog in die nächste Seitenstraße ein. Lange streifte er ziellos umher. Seine Angst wuchs so sehr, dass er fast meinte, sie mit den Händen greifen zu können. Erst als es schon dunkelte, klopfte er an die Türen und stammelte seine Frage, ob die Hausfrau vielleicht einen Jungen brauchen könne, der die Fußböden scheuerte und sich um das Feuer kümmerte. Manche verneinten höflich, andere schlugen ihm die Tür vor der Nase zu, ohne ihn auch nur anzusehen. Endlich sagte jemand, Mrs Payne im gegenüberliegenden Hause suche eine Hilfe.

Das Haus war riesengroß, strahlend weiß verputzt und von gepflegten Beeten mit Beerensträuchern umgeben. Wieder klopfte George und versuchte, so groß wie möglich auszusehen. Er hasste sich selbst, weil er so klein war. Im Stillen probte er seine Worte, damit er nur ja nicht stotterte, wenn die Tür geöffnet wurde.

„Man hat mir g-gesagt, Sie brauchten j-jemand f-f-für die Hausarbeit!“ Er deutete über die Straße. Mrs Payne war groß und steif und hatte dichtes schwarzes Haar. „Ich suche eigentlich ein Mädchen“, sagte sie.

„Ich kann p-putzen und G-Geschirr spülen und alles.“

Sie betrachtete ihn mit unverhohlenem Zweifel. „Kannst du auch kochen?“

„O ja! Ich k-kann ...“

„Komm herein! Hier ist es zu kalt!“

Ein warmes, behagliches Feuer brannte in der Küche. Bratenduft stieg George in die Nase, hüllte ihn ein und ließ ihn vor Hunger und Müdigkeit schwindlig werden. Er fragte sich, ob er es wagen durfte, sich gegen die Wand zu lehnen, doch er entschied sich dagegen. Jetzt kam es vor allem darauf an, die Fragen der Frau zu beantworten, ohne in stotternde Unverständlichkeit zu verfallen. Sie wollte wissen, wie er heiÙe, woher er komme, was er schon alles getan und wo er die Hausarbeit erlernt habe.

Und dann sagte sie endlich: „Also gut! Ich will's mit dir versuchen. Mit dem Abendessen kannst du anfangen. Es gibt Fleisch und Brotpudding mit Biskuits. Alles, was du dazu brauchst, findest du dort im Schrank. Hinterher essen wir Apfelmus. Auf den Kaffee legt mein Mann besonderen Wert.“

Damit wandte sie sich um und verschwand durch eine Schwingtür. George stand verblüfft da, überwältigt von der Größe seiner Aufgabe. Er hatte nicht lügen wollen. Er konnte wirklich kochen – gewissermaßen. Er hatte für Tante Mariah Eier und Gemüse gekocht und sogar Schinken gebraten. Aber Pudding und Biskuits und Apfelmus – das alles war ihm so fremd wie der funkelnde Herd und die geheimnisvolle Sammlung von Töpfen, Pfannen und Geschirr auf dem Regal. Was tun?

Er hängte seine Jacke auf und wusch sich an der Pumpe. Bisher hatte er noch niemals eine Wasserstelle in einem Hause gesehen. Dann öffnete er den Schrank und nahm Mehl, Kartoffeln und Kaffee heraus, starrte das alles ratlos an und fragte sich, ob er sich Mrs Payne auf Gnade oder Ungnade ausliefern oder versuchen sollte, nur so lange durchzukommen, bis er wenigstens eine Scheibe von dem